

überraschend aktuell. Damit ist seine äußerlich anspruchslose Schrift — sie umfaßt nur 144 Seiten — viel mehr geworden als ihr Titel verspricht. Sie ist ein Bekenntnis. Gewiß ist sie nicht ganz frei von positivistischen Einflüssen. Aber norwegisch geschrieben, bietet sie nicht nur eine sachliche Einführung zu Thomas. Sie macht vielmehr den Aquinaten für den Leser zu einer Verlockung.

Das Buch des Norwegers zeigt, daß wir uns heute in einem gewissen Sinn in einer nachreformatorischen Epoche befinden. Denn Tranøy will nicht Lutheraner sein. Aber gerade darum hat er eine neue Offenheit für Thomas von Aquin. Nicht wie die Protestanten — durch Luther und den Nominalismus hindurch und vom reformatorischen Erbe belastet —, sondern vom gesunden Menschenverstand her, also sozusagen von der andern Seite, findet er Zugang zu Thomas. Ganz abgesehen von dem Rang, den Tranøys wissenschaftliche Leistung haben mag oder nicht, ist sein Buch damit symptomatisch für unsere Zeit.

Wir können unsern Bericht über Thomas in Skandinavien dahin zusammenfassen, daß sich Konvertiten ganz natürlich auf geistigen Wegen bewegen, die von Thomas gebahnt sind. Protestanten beschäftigen sich mit Thomas. Entweder wollen sie ihn abtun, oder sie arbeiten sich zu ihm vor. Und schließlich fühlen sich Nichtchristen von der Weltoffenheit des Aquinaten angezogen. Sie entdecken die Leidenschaft des Denkens bei ihm und entdecken ihn damit als das, was er seiner menschlichen Seite nach gewesen ist. Hier ist ein geistiger Prozeß im Gang, der kaum in seinem gegenwärtigen Stadium zum Stillstand kommen wird. Wilhelm Köster SJ

Rückblick auf Thomas Mann¹

Solange ein Dichter lebt, muß der Kritiker eine gewisse Zurückhaltung be-

wahren. Er wird zwar das einzelne Werk in seinen Grundlagen erfassen können, aber immer wird er mit der Möglichkeit rechnen, daß gewisse Unterströme der Dichtungen sowohl im Gehalt wie in der Form sich erst dann einordnen lassen und erst dann in ihrer Tragweite erkennbar werden, wenn das Werk abgeschlossen ist. Wie jede Gestalt, so ist auch die des Dichters erst vollendet (vielleicht als Fragment vollendet), wenn ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen hat.

Bei Thomas Mann kommt hinzu, daß das ironische Geblinzel (2, 227) immer mehr seine eigentliche Sehweise wird, so daß er schließlich im Stilistischen nur mehr die Parodie kennt (2, 347). Der Stil aber ist der Mensch, und Ironie, das ohne Vergleich reizendste Problem der Welt (2, 279), ist nach beiden Seiten gerichtet, spielt verschlagen und unverbindlich zwischen den Gegensätzen und hat es mit Parteinahme und Entscheidung nicht sonderlich eilig (2, 196f.). Höchstens weisen die Pedanterie, auf die wir in seinen Werken immer wieder stoßen und der von ihm immer wieder in Anspruch genommene Sinn für Ordnung (3, 120) auf die Gewissenhaftigkeit eines vielinteressierten Geistes hin (2, 196).

Thomas Mann hatte, je länger er lebte, immer mehr das Bedürfnis, seine eigenen Werke zu rechtfertigen und der Mitwelt mitzuteilen, wie er gearbeitet habe (Betrachtungen eines Unpolitischen, Die Entstehung des Doktor Faustus usw.). Ja in den Werken selbst halten sich Gestaltung und Reflexion, wenigstens später, fast die Waage.

Unter diesen Umständen kommt gerade der „Nachlese“, in der neben anderen Aufsätzen besonders dem Versuch über Tschechow und auch viele kleinere Notizen, Mitteilungen, Reden und

1956, S. Fischer; Erich Heller, Thomas Mann, der ironische Deutsche (zitiert als 2). (363 S.) Frankfurt 1959, Suhrkamp; Anna Hellersberg-Wendringer, Mystik der Gottesferne. Eine Interpretation Thomas Manns (zitiert als 3). (204 S.) Bern 1960, Francke.

¹ Thomas Mann, Nachlese. Prosa 1951 bis 1955 (zitiert als 1). (243 S.) Frankfurt

Nachrufe zum Tod mancher Freunde wichtig sind, eine aufklärende Bedeutung zu. Es zeigen sich so manche herzliche und persönliche Züge ehrlicher Freundschaft und aufrichtiger Dankbarkeit. Hier spricht kein Ironiker, sondern der ergriffene Mensch. Er durchschreitet etwa im Versuch über Schiller die Durststrecke leichter Beredsamkeit und gewinnt den Ernst reiner Überzeugung (vgl. diese Zschr. 157 [1956] 318). Er beweist seinen Sinn für das Feine, Leichte, Heitere und Gütige (1, 222). Dem Zusammenhang zwischen Ästhetik und Ethik widmet er manches bedeutungsvolle Wort. Dabei fühlt er öfters das Bedürfnis, seine Ironie rechtfertigen zu müssen, die Abstand setze und die das Kunstprinzip des Apollinischen, des Fernhintertreffenden, der Objektivität sei (1, 46. 166f.). Er gibt zu, getändelt zu haben, meint jedoch, er habe nie die Kunst ernsthaft herabgewürdigt (1, 169). Andererseits finden wir auch, daß er unzufrieden mit seinem schriftstellerischen Wirken ist. Das Wort Tschechows „Unzufriedenheit mit sich selbst bildet ein Grundelement jedes echten Talents“, macht er sich zu eigen. „Aber an der Aufrichtigkeit des Zweifels, der Unzufriedenheit ändert (bei Tschechow und auch bei Mann selbst) diese Erkenntnis nichts, und die treue, unermüdliche Arbeit bis ans Ende, in dem Bewußtsein, daß man auf die letzten Fragen ja doch keine Antwort wisse, mit dem Gewissensbiß, daß man den Leser hinters Licht führe, bleibt ein seltsames Trotzdem... Und man arbeitet dennoch, erzählt Geschichten und formt die Wahrheit in der dunklen Hoffnung, daß Wahrheit und heitere Form wohl seelisch befreiend wirken und die Welt auf ein besseres, schöneres, dem Geiste gerechteres Leben vorbereiten können“ (1, 55f.). Gleichwohl ist man versucht, die letzten Worte dieses Zitats doch nicht als die abschließende Überzeugung Manns anzuerkennen. Zu sehr haftet im Gedächtnis der immer wiederkehrende Verdacht, daß sein Künstlertum mit der Authentizität des lebendigen Geistes unverein-

bar geworden sei (2, 348), ja die Verzweiflung, daß der Künstler seine wahre Identität verliere (2, 250), daß er sich selbst entfremde (3, 202), daß die Wirklichkeit und reine Kunst einander fremd sind (2, 72). „Ach, die Literatur ist der Tod! Ich werde niemals begreifen, wie man von ihr beherrscht sein kann, ohne sie bitterlich zu hassen“ (2, 61).

Die „Nachlese“ bestätigt auch die Feststellung, daß Thomas Mann bezüglich aller letzten Fragen keine klare Stellung nimmt. In nichts- und darum vielsagenden Ausdrücken etwa spricht er vom Fortleben nach dem Tod (z. B. 1, 165). Es ist dieselbe Haltung, die er der Religion gegenüber einnimmt (1, 187). Er betont ihre Notwendigkeit, fügt aber hinzu: „...oder wenn man von Religion nicht sprechen will, so sagt man Bildung dafür, oder Güte, oder Menschlichkeit oder Freiheit“ (2, 159).

In Anbetracht dieser Undeutlichkeiten einzelner Aussagen, die zuweilen widersprüchlich werden, ist es begreiflich, daß die Literaturkritiker sich mühen, deren Ursprünge zu untersuchen und sie womöglich in einen höheren Ausgleich zu bringen. Allerdings ist wohl noch nicht die Zeit gekommen, das Werk Thomas Manns mit aller Gerechtigkeit zu prüfen. Denn zu sehr sind wir selbst Kinder unserer Zeit; und gerade das ist bei Mann unbestritten, daß er, genialer als andere, seiner Zeit einen Spiegel vorhielt. Sein ganzes Schreiben ist eine einzige Diagnose (3, 94) des ausgehenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es beweist trotz aller realistischen Genauigkeit, trotz aller kühlen, verobjektivierenden Distanz die subjektive Unsicherheit seines Verfassers, wenn man auch sagen muß, daß es sich hier oft um eine scheinbare Rat- und Hilflosigkeit handelt. Sie soll den Leser aufrufen, mit noch größerer Sammlung seines Geistes den Überlegungen und dem Entfalten seiner Geschichten zu folgen.

Weit darüber hinaus geht die Enthüllung und die Diagnose des heutigen Weltzustandes, der alle Zeichen eines

inneren Zerfalls trägt. Auch da, wo er vergangene Geschichten erzählt, wie die der Patriarchen, ist sein Sinn auf die Gegenwart gerichtet, verschmelzen alle Begebenheiten im Heute, in dem die Vergangenheit als Last weiterlebt. Es handelt sich um den Sinn des Lebens, der in Frage gestellt ist.

Darum liegt es nahe, Thomas Mann und sein Werk als ironische Gegebenheiten zu behandeln und von diesem Gesichtspunkt aus sie darzustellen. Erich Heller ist überzeugt, von hier aus alle Widersprüche und Rätsel aufschlüsseln zu können. „Dem so fragwürdigen Bewußtsein (seiner Zeit) verhalf er zu einer gültigen Form“ (2, 351). Er war ein Künstler, der nicht zum Überwinder bestimmt war, sondern zum kritisch-bewahrenden Zeugnis (ebd.).

Um einen Ausgangspunkt zu gewinnen, stellt Heller fest, daß Mann ein Schüler Schopenhauers, Wagners und Nietzsches gewesen sei, die mit am meisten das späte 19. Jahrhundert bestimmt haben. Sie zweifeln am Sinn des Daseins, bekennen sich zum Pessimismus, schließen jede Transzendenz aus und sind die Patrone der Dekadenz. Später lernt Mann auch noch Kierkegaard kennen; aber dessen Diagnose ist schon längst die seine, und er kann höchstens bei ihm Bestätigung finden. Was der Däne an Forderungen stellte, hat keine Spur bei Mann hinterlassen. Damit steht zugleich fest, daß „der Mangel an Ausblick auf die großen Geister der abendländischen Welt, die in überpersönlicher Weise das metaphysische Bewußtsein der Menschheit ausgedrückt haben, charakteristisch ist für die Summe des Bewußtseins im geistigen Phänomen, das der Name Thomas Mann bezeichnet“ (3, 18). Es ist eine Bildungskatastrophe und ein Bildungsbruch, wie sie kaum größer gedacht werden können. An die Stelle der Metaphysik treten die Wissenschaften, die aber auch mehr die Prunkmäntel für seine Gestalten und seine eigene Gestalt liefern, innerlich aber nicht ganz ernst genommen zu werden brauchen.

Thomas Mann erscheint von seinem

ersten Werk, den Buddenbrooks, an als ein genialer Meister des Stils, der Form und des Ausdrucks. Was hier aus dem schöpferischen Urgrund seiner Begabung an Motiven und Bildern hervorbricht, zwar schon vermischt mit der prüfenden und suchenden Rationalität seines Wesens, wird mehr und mehr abgelöst von einem bewußten, herrscherlichen Schaffen, das klüglich Wort neben Wort setzt und ihn zum größten Beschreiber seiner Zeit und seiner Welt macht.

Diese kühle Distanz von seinen Gestalten und die herrscherliche Betrachtung seiner Gegenstände erscheint als Ironie; Heller versucht diesen Stil durch Goethe und Friedrich Schlegel zu rechtfertigen. Aber, um es theologisch auszudrücken, bei Goethe dient die Ironie doch nur, um die läßliche Sünde, die kleinen Menschlichkeiten liebenswürdig anzugreifen. Nie aber ist Goethe, der Dichter des Bedeutenden und der Ehrfurcht, der Versuchung unterlegen, die schwere Sünde, die Verkehrung der Substanz ironisch zu behandeln. Man wird Zitate anführen können, in denen er von der Ironie als einem trefflichen Stilmittel spricht; jedoch wichtiger und sein ganzes Wesen ausdrückend ist doch ein anderes Wort: „Wie ich ein Todfeind sey von allem Parodiren und Travestiren hab ich nie verhehlt; aber nur deswegen bin ich's, weil dieses garstige Gezücht das Schöne, Edle, Große herunterzieht um es zu vernichten; ja selbst den Schein seh ich nicht gern dadurch verjagt“ (Brief an Zelter 26. 6. 1824, Weimarer Ausgabe IV 38, 171). Thomas Mann aber ist der Dichter der Parodie (2, 99), die im Dr. Faustus tragische, in Felix Krull komische Formen annimmt und dessen Ironie sich fast immer mit Geringschätzung verbindet.

Nicht anders ist es mit der Berufung auf Friedrich Schlegel, den die Ironie zur „progressiven Universalpoesie“ führen soll. Bei dem Romantiker ist sie jedoch getragen von einem unendlichen Vertrauen auf den Idealismus seiner Zeit und seiner Freunde. In seinem Licht erschienen die dichterischen Einzel-

schöpfungen als kleine Schritte; Ironie soll sie entwerten, soll verhüten, daß man sich in sie verliebt und darüber das Weiterstreben vergißt. Bei Thomas Mann ist aber die Ironie fast negative Weltanschauung, Offenbarung seiner skeptischen Haltung und seiner Zweifel an allem Absoluten und Gültigen. Er ist Bilderstürmer von Beruf.

Heller hat diese entscheidenden Unterschiede nicht gesehen, und da sein Buch auf diesen Zeugen für Thomas Mann aufbaut, ist es damit gerichtet. Kein Zweifel, daß er viele Dinge klar gesehen hat und sich mit viel Gelehrsamkeit bemüht, zum Kern des Dichters vorzudringen. Aber seine letzte Bewertung hält vor den Tatsachen nicht stand, auch wenn er im letzten Satz seines Buches sich bescheiden ausdrückt: „Indem er (Th. Mann) dem so fragwürdigen Ausdruck dieser Epoche dennoch zu einer gültigen Form verhalf, hat er mitgeholfen, ihr bei Ewigkeit und Nachwelt ein Pflichtteil wenigstens zu sichern an freundlichem Gedenken und Respekt“ (2, 351).

Heller ist zuverlässig im Bericht der Tatsachen, aber in seiner Prüfung und Würdigung Manns läßt er den Ort, von dem aus er ihn betrachtet, im Dunkeln und bedient sich nur einzelner Worte seiner Kronzeugen Goethe, Friedrich Schlegel u. a., ohne ihren Sinn aus dem ganzen Wesen seiner Gewährsmänner zu bestimmen. Ganz anders geartet ist das Buch von Anna Hellersberg-Wendriner. Schon der erste Satz ihrer Einleitung ist ein Bekenntnis. Sie urteilt als Christin. Der Dichter will die Wirklichkeit darstellen. Die höchste Wirklichkeit aber ist Gott. Er muß also im Werk des Dichters erscheinen. Darin sieht sie die eigentliche Aufgabe des Gläubigen, des Dichters der Gottnähe. Sie wird sicher nicht immer ernst genommen. Es ist etwas Wahres daran, wenn Mann sagt: „Verzweiflung ist ein besserer, menschlicherer, sittlicherer, — ich will sagen: religiöserer Zustand, als die schönrednerische Gläubigkeit des revolutionären Optimismus“ (2, 167).

Thomas Mann jedoch glaubt nicht.

„Ich darf nicht sagen, daß ich an Gott glaube, — es würde lange dauern, glaube ich, bis ich es sagen würde, auch wenn ich es täte“ (ebd.). Zwar bekannte er sich in einem Vortrag in Chicago im Mai 1950 zum Christentum. „Wenn es christlich ist, das Leben, sein eigenes Leben, als eine Schuld, Verschuldung, Schuldigkeit zu empfinden, als den Gegenstand religiösen Unbehagens, als etwas, das dringend der Gutachtung, Rettung und Rechtfertigung bedarf — dann haben jene Theologen mit ihrer Aufstellung, ich sei der Typus des a-christlichen Schriftstellers nicht so ganz recht. Denn selten wohl ist die Hervorbringung eines Lebens — auch, wenn sie spielerisch, skeptisch, artistisch und humoristisch schien — so ganz und gar, vom Anfang bis zum sich nähernden Ende, eben diesem langen Bedürfnis nach Gutmachung, Reinigung und Rechtfertigung entsprungen, wie mein persönlicher und so wenig vorbildlicher Versuch, Kunst zu üben... In Wirklichkeit aber setzt der Prozeß der Schuldbegleichung, der — wie mir scheinen will, religiöse — Drang nach Gutmachung des Lebens durch das Werk, sich im Werke selbst fort. Denn es gibt da kein Rasten und kein Genüge, sondern jedes neue Unternehmen ist der Versuch, für das vorige und alle vorigen aufzukommen, sie herauszuhauen und ihre Unzulänglichkeit gutzumachen. Und so wird es gehen bis zuletzt, wo es mit Prosperos Worten heißen wird: ‚Verzweiflung ist mein Leben!‘ Da wird, wie für Shakespeares Magier, nur ein Trostgedanke bleiben: der an die Gnade, diese souveränste Macht, deren Nähe man im Leben schon manchmal staunend empfand, und bei der allein es steht, das Schuldiggebliebene als beglichen anzunehmen“ (3, 7).

Wer den Dichter kennt, wird mit der Möglichkeit rechnen, daß die Umstände es nahelegten, dieses etwas gewundene Bekenntnis zum Christentum abzulegen. Vor der amerikanischen Jugend als Nichtchrist aufzutreten, dürfte nicht ratsam gewesen sein. Aber auch sonst finden wir gelegentliche Hinweise auf einen Sinn für religiöse Dinge. Er läßt

den Teufel im Dr. Faustus sagen: „Seit die Kultur vom Kult abgefallen ist, und aus sich selbst einen gemacht hat, ist sie denn auch nichts anderes mehr als ein Abfall“ (3, 163). Den „Erwählten“ verteidigt er, „das Lächeln sei hier eher melancholisch als frivol, und der verspielte Stilroman, die Endform der Legende, bewahre mit reinem Ernst ihren religiösen Kern, ihr Christentum, die Idee von Sünde und Gnade“ (3, 181).

Die Ehrfurcht verbietet es, in das Herz des Dichters selbst einzudringen und sich ein Urteil über seine innere, nur selten und nur unter Vorbehalten und Schleiern enthüllte, Gesinnung zu urteilen. Das Werk allein kann Gegenstand der Forschung sein.

Mit Recht ist Hellersberg-Wendriners der Überzeugung, daß auch die Verdrängung Gottes, die Gottferne in die religiöse Welt des Glaubens gehört. Hier spricht die Wahrheit durch den Irrtum, das Licht durch den Schatten (3, 9). Sie geht darum daran, die hintergründige positive Sinndeutung dieser Negativität zu geben. Das ist zweifellos gerechtfertigt, auch wenn das Negative nicht in sich selbst für das Positive zeugt, vielmehr nur im gläubigen Leser das Gefühl für die entscheidende Wichtigkeit des Positiven und für die abgrundtiefe Leere und das Unselige des Unglaubens weckt. Man kann die höchste Anerkennung für den Reichtum an Gedanken und die Höhe der Deutung aussprechen, die die Verfasserin bei der Ergründung der einzelnen Werke Manns vorlegt. Aber es ist nicht zu verkennen, daß viele Ausführungen sich so lesen, als ob Thomas Mann selbst das Positive sage, indem er das Negative ausbreitet. Sie meint: „Es war die geistesgeschichtliche Aufgabe Thomas Manns, aus der Not der Gottferne seiner Zeit Visionen der Wahrheit zu gebären, die in Richtung einer neuen Gottesbindung weisen. Sein deutsches Unendlichkeitsverlangen durchbrach die Fesseln einer reinen Kulturphilosophie, den Blick wieder eröffnend auf die natürliche Gottgebundenheit allen Schöpfertums“ (3, 144).

Uns scheint, daß der Dichter weder bewußt noch unbewußt dieses Ziel anstrebte. Er lebte in einer entstellten Welt, deren innere Scheinhaftigkeit und Hohlheit er sah. Als Diagnostiker stieß er auf die todesträchtige Loslösung, Abspaltung und Abtrünnigkeit des Menschen von allen Bindungen. Es ist das Urmotiv seiner Werke. Alles wird ichbezogen (3, 123). In seiner verlorenen Einsamkeit erlischt der Sinn für die Gottebenbildlichkeit, für die Ideen des Dienstes, der Hilfeleistung, der Hingabe an ein Gemeinwesen. Man pocht auf das Recht der Absonderung und des Besitzes (3, 81). Liebe erscheint nur mehr als Sünde oder Abfall (3, 56). Es gibt, wie auch Heller bemerkt, nur mehr erotische Verstrickungen und hoffnungslose Leidenschaft oder die bis zum Lebenskel gediehene Langeweile (2, 54f). Mann nennt diese innere Abschließung „hermetisch“ und spielt dabei mit der Erinnerung an Hermes, den Gott der Lüge und des Betrugs, um anzudeuten, wie sinnwidrig sich diese Flucht in das Ich auswirkt.

Es würde zu weit führen, wollten wir dem erstaunlichen Ertrag der Darstellung Hellersberg folgen. Doch führt die Hingabe an die einzelnen Dichtungen immer mehr dazu, dem Dichter selbst eine positive Absicht zuzugestehen, während doch nur der Gläubige aus dem Untergang seiner Menschen, aus ihrem Fallen in das Heillose die Bedeutung Gottes und des Ringens um seine Nähe zu ermessen vermag. Am meisten ist das der Fall bei der Besprechung des „Erwählten“, wo Mann seine Gottesferne überwunden haben soll, wo Gregorius sich von sich selbst loslösen und sich dank der Gnade der göttlichen Allmacht an eine höhere Macht in Reue und Buße hingeben soll. Aus der Tatsache, daß Mann der Legende ihren ursprünglichen Schluß beläßt — der Sünder Gregor wird Papst — schließt sie sogar auf das Interesse, ja die heimliche Sehnsucht nach der römisch-katholischen Kirche als Ausklang seiner Entwicklung (3, 188f.).

Nun ist es vielleicht möglich, daß

auch Mann vorübergehend von jener tatträglichen Stimmung des „wenn, dann katholisch!“ berührt wurde, die uns heute so oft begegnet. Aber im ganzen glauben wir nicht, daß der Dichter der Parodie dieser mittelalterlichen Legende in seinem Werk sich ernst und aufrichtig zu der Gnade des überweltlichen Gottes stellte, die die Schuld hinwegnimmt. Der Schluß ist mehr ein Spektakel, das filmische Happy-End, das unsere Zeit liebt, um den Alltag in dem schönen Schein und der sentimental Befriedigung durch unwirkliche Träume zu vergessen. Hellersberg unterschätzt den Wurm der Ironie, der das Werk Manns von innen zerfrisst. Nach ihrer Meinung „vermindert die Ironie das Gewicht aller Objekte. Die Form des Denkens ist flüssig, leicht, schwebend, charmant, unverbindlich, im gleichen Grad elegant, wie sie wurzellos, zielfrei, gewichtslos und ohne Verantwortung ist“ (3, 57). Uns scheint es, als ob diese Wesensbestimmung der Mannschen Ironie nur am Anfang seines Schreibens zutrifft. Je weiter er fortschreitet, desto gröber wird sie und gerät in die Nähe des Zynismus oder wie im Dr. Faustus in die dunkle Tragik einer denkbar radikalsten Verneinung jeglicher Goethe'scher Weltgewißheit (2, 13). Auch Thomas Mann fällt (3, 54). Allerdings darf die Möglichkeit nicht außer acht gelassen werden, daß der im Ironischen versinkende Dichter das Gefühl für seinen Abstand von dem gläubigen Gehalt der mittelalterlichen Legende verlor und tatsächlich überzeugt war, der göttlichen Güte und Barmherzigkeit auf seine Weise zu huldigen. Aber etwas anderes ist es, ob es ihm gelang, das gläubhaft zu machen. Wie anderen Dichtern unserer Zeit, die das Böse und Negative enthüllen, fehlt es ihm an Kraft, wenn es gilt, die Welt des Guten und Sittlichen zu gestalten. Sein eigentliches Ideal ist ja auch ein anderes gewesen, wie sein Nachruf auf André Gide (1951) beweist, wo er sagt: „Das freie Menschentum, das er (Gide) darstellt, wird kaum die Gunst der nächsten Zukunft finden, des Zeitalters, in das wir eingetreten sind,

und das einem asketischen Dogmatismus gehören zu wollen scheint“ (1, 143).

Für diese Deutung spricht auch die Tatsache, daß Mann nach dem „Erwählten“ die Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull fortsetzt, in denen die doppelböckige Ironie des Dichters fröhlich Urständ feiert. Das bereitet auch Hellersberg Unbehagen. Wäre das denkbar, wenn Mann wirklich die Gottesferne überwunden hätte?

Ein Weg, Thomas Mann gerecht zu werden, muß die Analyse seiner Sprache sein. Beide, Heller und Hellersberg, verzichten merkwürdigerweise ganz darauf. Zweifellos sind es innere Gesichte, die ihm die Wirklichkeit, der Gegenwart schenkte, denen sein Wort Gestalt verleiht. Aber trotzdem ist er Analytiker, ein Mann naturalistischer Genauigkeit und Schärfe. Er häuft seine Eindrücke, umkreist seine Gegenstände, und es gelingt ihm die rationalistische Helle mit dem Gefühlsamen so zu verbinden, daß doch der ganze Mensch angesprochen wird. Er entblößt das Sein, zeigt den Defekt, die Verirrung, die Verkehrung in ihrer Nacktheit. Nicht dort, wo Apollo im Licht wohnt, sondern wo Hermes regiert, fühlt er sich wohl. Er würdigt weniger, als daß er entwürdigt, und selbst der Vater jeglicher Verneinung, der Teufel, gehört zu seiner Welt. Ein genaues Prüfen der Sprache und der Formenwelt Manns wird ergeben, daß er alle ihre Möglichkeiten erkannt hat und sie zu nutzen weiß, sie aber zugleich über ihre Höhe hinausführt, sie ausnutzt und mißbraucht. Kind und Künstler seiner Zeit ist er, aber nicht der ganzen Zeit, sondern ihrer kranken und giftigen Elemente. „In dieser Schau auf die Nachtseite des Daseins wird dieser Dichter, der nicht zu glauben vermag, (wider Willen!) zum Prophet der Notwendigkeit des Glaubens. Das Erlebnis der Leere, der Enge, der Entfernung, der Einsamkeit, der Hilflosigkeit und Verlassenheit, der Qual der Ichverfangenheit verdichten sich hier zu dem Klagelaut einer erlösungsbedürftigen Menschheit“ (3, 33).

Hubert Becher SJ